BLAULICHT 216

Hans Siebe ★★★★★★★★

Suizid



Blaulicht 216

Hans Siebe
Suizid

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Vor dem Haus Rosenweg 11 hält ein Funkstreifenwagen der Volkspolizei; das Motorgeräusch verstummt, nur die Scheibenwischer summen weiter und kämpfen gegen den Regen an, der wie aus Eimern vom tristgrauen Himmel niederstürzt.
Waltraud Pauli verläßt das Fahrzeug als erste und schlägt fröstelnd den Mantelkragen hoch. Oberleutnant Leiber folgt ihr und sieht, daß sie unter dem Mantel einen Ladenkittel trägt. Zuletzt steigt Kriminalmeister Koch aus und eilt ihnen hinterher.
Leiber hat Mühe, mit der Frau Schritt zu halten, die vor ihm die Stufen erklimmt. Waltraud Pauli ist achtunddreißig, mittelgroß und ansehnlich, eine Frau, nach der sich auch jüngere Männer umsehen. Sie klingelt vergeblich und klopft an die Tür mit dem Namensschild „Löhnefink". Hinter dem massiven Holz mit dem geschnitzten Zierat, den man nur noch in älteren Miethäusern findet, rührt sich nichts.
„Das ist doch sinnlos! Bitte...", drängt sie.
„Wo wohnt denn der Hausverwalter?" fragt Leiber.
„Wegen des Zweitschlüssels", ergänzt Koch. – Kaum, daß er zum Dienst erschien, stürmte die Bürgerin Pauli mit der Behauptung in die Inspektion, daß ihrer Schwester etwas passiert sei, sie wisse es ganz sicher.
Koch vergaß in der Eile, die neue Wildlederjacke mit der alten zu vertauschen, die hing nun im Spind, und der Regen würde der neuen sicher nicht gut bekommen.
„Das kostet doch wieder Zeit", erklärt Frau Pauli ungeduldig. „Sie müssen aufbrechen!"
„Nein, nein, so einfach geht das nicht", widerspricht Leiber, „und bloß auf ein Gefühl hin, nichts Stichhaltiges. Wir drücken die Tür ein, und nachher kommt Ihre Schwester munter die Treppe 'rauf!"

Die Nachbarin tritt auf die Schwelle und erkundigt sich vorsichtig nach der Ursache des Lärms.
„Haben Sie heute meine Schwester gesehen?" fragt Waltraud Pauli.
„Ist sie denn nicht zur Arbeit?" lautet die Gegenfrage. In das wohlgenährte Gesicht mit der ungewöhnlich dickglasigen Brille tritt ein besorgter, beinahe ängstlicher Ausdruck. „Sie wird doch nicht krank sein?"
Auf Waltraud Paulis Antlitz erscheint Ablehnung, sie erinnert sich nicht gern der übertriebenen Freundschaft Lucies zu dieser Anita Bunge.
Koch handelt in solchen Fällen praktisch und fragt nach den Schlüsseln der Nachbarin, vielleicht funktioniert einer davon, aber Fräulein Bunge überrascht mit der Mitteilung, daß sie noch einen Schlüssel zur Nachbarwohnung besitzt. Als Leiber sie verblüfft anschaut, errötet sie heftig.
Der Patentschlüssel ist ein Relikt jener inzwischen abgekühlten innigen Beziehung zwischen den beiden Frauen, vermutet Waltraud Pauli.
Sie drängt an Koch vorbei in den Flur. Die Kriminalisten folgen ihr auf dem Fuße, als sie zielsicher in das Zimmer stürmt.
Leiber verharrt hinter ihr auf der Schwelle, und das erste, was er wahrnimmt, ist ein Pantoffel, der auf dem Teppich liegt, ein dunkelgrünes Seidenpantöffelchen mit weißen, gestickten Ornamenten.
„Lucie!" ruft Frau Pauli mit erstickender Stimme.
Koch räuspert sich. „Ihre Schwester?" Er nickt zu der Gestalt auf der Couch hin.
Waltraud Pauli reagiert nicht auf die Frage; sie bückt sich, nimmt den Schuh und schiebt ihn behutsam auf den rechten Fuß der Daliegenden, als handele es sich um eine Schlafende, die sie nicht wecken will.
Leiber wendet sich flüsternd an Koch: „Den Arzt – und den Barkas!"
Der Kriminalmeister nickt stumm und beeilt sich, das Nötige zu veranlassen.
Frau Pauli sinkt auf einen Hocker und blickt stumm auf die Tote.
Oberleutnant Leiber steht an einen Fleck gebannt zwischen

Tür und Couch; von seinem Regenmantel tropft es ab und an lautlos auf den Teppich.
„Ein schlimmer Moment für Sie", sagt er, „es tut mir sehr leid."
Die Frau antwortet nicht, bewegt nur lautlos die Lippen.
„Aber Sie sind ja offenbar darauf gefaßt gewesen", beendet Leiber seine Worte.
Ein Schluchzen läßt beide herumfahren; die Nachbarin lehnt am Türpfosten, wird vom Weinen geschüttelt und ist von Tränen blind. „Sie ist...? Ist sie...?"
„Ja", sagt Waltraud Pauli dumpf und ergänzt verbittert: „Sie hat kein Glück gehabt."
„Und Sie wußten wirklich nichts?" wendet sich Leiber an die Pauli. „Es war nur so eine *Ahnung?*" In seiner Stimme klingt Zweifel an. Da die Frau stumm bleibt, fährt er fort: „Verstehen Sie bitte, immerhin ist das etwas – wie soll ich sagen..."
Waltraud Pauli gibt zu, es selber nicht zu begreifen, es war eben so.
Auf dem runden Tisch steht ein Strauß Löwenmäulchen; an die kristallene Vase gelehnt, ein weißer Briefumschlag, darin ein Zettel, der an niemand ausdrücklich gerichtet ist. Der Oberleutnant überfliegt den Text, und einige Wendungen prägen sich ihm ein: „...als alleinstehende Frau... keinen Sinn mehr... für niemand ein Verlust!" Und am Ende der Satz: „Ich wünsche Erdbestattung!"
Leiber reicht den Brief der Schwester der Toten, tut danach ein paar Schritte ans Fenster und blickt hinaus. Es gießt noch immer, und es ist viel zu kalt, alles duckt sich grämlich vor den Tiefs, die aus sämtlichen Himmelsrichtungen heranwalzen. Na also, denkt er, warum auch nicht, daß jemand vor diesem Wetter kapituliert und den Glauben verliert, es wende sich jemals wieder zum Guten. – Dann kommt der Arzt, murmelt etwas von „Resorption der Iris und stark verfärbter Mundschleimhaut" und schließt seine Bereitschaftstasche; ihm gibt dieser Suizidfall keine Rätsel auf.
Die beiden Männer in den grauen Kitteln tragen den Zinksarg herein, und der Arzt wendet sich an Leiber: „Sehen Sie mal nach, ob Sie eine leere Tablettenschachtel und eine leere Rotweinflasche finden!" Koch entdeckt beides im Mülleimer, die Schachtel und die Flasche, und verwahrt die Fundstücke in Zellophanbeuteln.

Der Oberleutnant richtet noch ein paar Fragen an die Schwester, aber wirklich Fragwürdiges liegt nicht vor.
Die schmächtige, unscheinbare, im Leben von Männerliebe sicher nicht verwöhnte Frau hat alles getan, um sowenig wie möglich Aufhebens von ihrem Tod zu machen und keine Rätsel zu hinterlassen, wie er zustande gekommen ist.

Leiber erinnert sich später eines Eindruckes: So wie die Wohnung sich darbot, wäre es denkbar gewesen, daß Lucie Löhnefink ihre letzten Wegwerfsel 'runter in den Hof gebracht hätte, in den Container. Überall herrschte peinliche Ordnung und Sauberkeit; sogar der Abreißkalender in der Küche stimmte. Er zeigte Montag, den 11. Juni 1979, was als nicht gerade übliches Indiz dem Arztbefund recht gab, wonach sich die sechsundvierzigjährige Buchhalterin Lucie Löhnefink am Morgen zwischen ein und zwei Uhr auf ihren Weg gemacht hatte.
Im Dienstzimmer der Volkspolizei-Inspektion sitzt Kriminalmeister Koch an der Schreibmaschine und diktiert sich selber vom Blatt, begleitet vom Stakkato der anschlagenden Tasten: „...geboren: 3. 10. 33..."
Das Klappern verstummt, und Koch wendet sich an Oberleutnant Leiber, der eine Akte liest. „Wie gefiel dir eigentlich die Frau?"
„Was? Wer?" Leiber starrt über seine Brille hinweg.
„Die Frau. Ich meine nicht die hier, sondern die Lebende!"
„Doch, ja." Leiber beugt sich wieder über die Akte.
„Eine hübsche Frau; daß das Schwestern waren..."
„Ja, ziemlich ungerecht verteilt", läßt Leiber verlauten.
Koch tippt ein paar Zeilen, unterbricht dann wieder. „Trotzdem, das geht mir über den Verstand. 'ne normale, hübsche Frau – als wäre sie dabeigewesen! Glaubst du das?"
Leiber schiebt den Hefter fort und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück.
„Ich hatte eine Großtante. Das war im letzten Krieg. Da klettert die eines Morgens wie im Trance aus dem Bett und rennt zum Bahnhof. Ein Militärzug aus Frankreich war eingelaufen, Richtung Ostfront. Kurzer Aufenthalt wegen Lokwechsel, Verpflegungfassen. Unter den Landsern war ihr Sohn. Damals, an dem Morgen, sah sie ihn das letztemal. Und das erzählte sie uns

immer wieder, und wie sie ein paar Wochen später die Nachricht kriegte: Gefallen!"
Koch mustert Leiber skeptisch, manchmal ist schwer auszumachen, ob er nicht einen haarsträubenden Unsinn vom Stapel läßt, um die kritische Urteilsfähigkeit des andern zu prüfen. Koch glaubt nicht an Telepathie und ähnlichen Humbug, Leiber doch wohl auch nicht, trotzdem sagt der jetzt ganz ernsthaft: „Die Frau Pauli hat es eben getroffen wie der Blitz. Nimm's zur Kenntnis und Schluß!"
Koch tippt weiter: „Beruf: kaufmännische Angestellte". Dann unterbricht er abermals. „Komisch bleibt es trotzdem", sagt er, und bald darauf unterzeichnet Oberleutnant Leiber das Protokoll.
Damit ist der Selbstmord – im dienstlichen Sprachgebrauch „Suizid" – Lucie Löhnefinks für ihn erledigt.

In der Kapelle des Heiliggeist-Friedhofes erklingen Harmoniumklänge, schweben zur kreuzgewölbten Decke empor und fluten wie von einem Resonanzboden wieder herab.
Das ältliche Fräulein läßt die Hände von den Tasten in den Schoß sinken und blickt über ihre Brille hinweg auf die kleine Trauergemeinde.
Anstelle der getragenen Schubertschen Weise scharren Füße und wird gehüstelt. In der ersten Reihe erhebt sich der BGL-Vorsitzende Molitor und geht, auf seinen Stock gestützt, zum Rednerpult; er lehnt den Stock an und legt den Zettel, das Manuskript der Trauerrede für Lucie Löhnefink, vor sich hin.
„Verehrte Familie Pauli, verehrter Vertreter der Hausgemeinschaft, liebe Kollegen! In tiefer Betroffenheit stehen wir an diesem Sarg. Ein Mensch hat uns verlassen; ganz für sich hat er die Entscheidung gefällt zu gehen. Es steht uns nicht an, darüber zu richten. Wir haben Abschied zu nehmen, Abschied von einer warmherzigen, hilfsbereiten, stets zuverlässigen und fleißigen Kollegin..."
Links von ihrem Vater, in der ersten Reihe, sitzt Regine Pauli. Sie ist Oberschülerin, sechzehn Jahre alt, von üppiger Statur und mit ihrem schwarzen, schulterlangen Haar bemerkenswert hübsch. Regine verdrängt die elegische Stimmung, die im Angesicht des Todes auch weniger sensible Menschen befällt, und registriert äußerliche Dinge. Sie stößt mit dem Ellbogen den

Vater an, und der neigt ihr sein linkes Ohr zu. „Der große Schwarzhaarige da, ist das der Chef?"
Herbert Pauli, selber hager und groß, Oberstufenlehrer an der Erweiterten OS „Werner Seelenbinder", gibt die Frage flüsternd an seine Frau weiter; Waltraud Pauli nickt kaum merklich.
Der BGL-Vorsitzende am Rednerpult hebt die Stimme: „Seit fast drei Jahrzehnten hat Lucie Löhnefink in unserem Betrieb gearbeitet – immer im gleichen Betrieb! So war sie ein Teil von ihm geworden, eine Selbstverständlichkeit, ja, mancher von uns dachte schon gar nicht mehr darüber nach, daß sie noch ein anderes Leben hatte, das sie still, einsam und wohl nicht gerade glücklich führte, wie wir erfahren haben..."
Waltraud Pauli weiß, daß das laute Schluchzen hinter ihr zu Anita Bunge gehört, die von allen Anwesenden wohl die schmerzlichste Trauer empfindet, und Frau Pauli schließt sich selbst nicht aus. Ihre Tochter Regine fühlt sich wider Willen nun doch angerührt und flüchtet erneut in die Realität. „Kalt hier!" flüstert sie ihrem Vater zu. „Sag mal, erben wir eigentlich was?"
Pauli stößt einen unwilligen Zischlaut aus, während der BGL-Vorsitzende weiter fortfährt: „Wir werden dich vermissen, Lucie, weil wir dich sehr gebraucht haben. Der Ruf deiner Hingabe an die Arbeit ging dir schon voraus, als die ehemalige Firma Gebhardt und Co. in Treuhänderschaft, damals eine unbedeutende Gießerei mit knapp achtzig Mann, in einen volkseigenen Betrieb umgewandelt wurde. Wenn wir heute den Ruf einer geachteten, leistungsfähigen Produktionsstätte genießen, so verdanken wir es auch deiner unermüdlichen Einsatzbereitschaft..."
Regine Pauli läßt die Worte an sich vorüberplätschern, merkwürdig, daß in ihr keine echte Trauer aufkommt. Als vor einem Jahr eine Klassenkameradin nach einem tödlichen Unfall zu Grabe getragen wurde, da war sie in Tränen aufgelöst gewesen. Sie erschrickt, als die Harmoniumklänge wieder einsetzen und der BGL-Vorsitzende am Stock auf seinen Platz zurückhumpelt.
Die Türen der Kapelle werden geöffnet, die Träger nehmen den Sarg auf und gehen gemessenen Schrittes den Mittelgang entlang; das Dutzend Anwesender folgt ihnen.

Draußen wartet eine Trauergemeinde auf die nächste Bestattung.
Waltraud Pauli richtet es ein, neben dem Werkdirektor zu gehen. „Herr Kausch?"
„Ja, bitte?"
„Ich bin die Schwester."
„Ich weiß. Wir hatten uns ja vorhin... Nochmals meine aufrichtige Teilnahme. Ich hoffe, die Worte unseres Kollegen Molitor..."
„Ich muß Sie sprechen!" unterbricht ihn Waltraud Pauli.
„Jetzt?"
„Morgen. Nach Dienstschluß. In Ihrem Büro – oder irgendwo anders."
„Worum geht es denn?" fragt Kausch.
„Um meine Schwester."
Kausch zögert sekundenlang; Herbert Pauli bleibt stehen und läßt seine Frau herankommen.
„Rufen Sie mich morgen bitte kurz vor zwölf an", sagt der Werkdirektor leise.
„Was war denn?" fragt Waltrauds Mann.
„Wegen der Sachen von Lucie, im Betrieb", antwortet sie.
Die Bestattung ist überstanden, der Sarg in die Erde versenkt, und das dumpfe Poltern, als die Erdschollen auf den Sargdeckel fallen, klingt noch in den Ohren der Trauernden.
Vor dem Friedhof werden noch einmal Hände geschüttelt und Abschiedsworte gemurmelt.
Herbert Pauli lenkt den Wartburg in Richtung Stadtmitte, das war abgesprochen; sonst sitzt Waltraud neben ihm, aber heute überläßt sie den Beifahrerplatz ihrer Tochter.
„Die Rede war gut", sagt Pauli.
„Na, ich weiß nicht", widerspricht Regine, „viel zu lang. Und ‚Produktionsstätte' und ‚Kollektiv' in 'ner Leichenrede!"
„Hast du gewußt, was Tante Lucie geleistet hat? Na also", sagt Pauli, und Regine zuckt gleichgültig die Schultern.
„Was hätte sie sonst auch machen sollen?" sagt sie. „Keinen Mann, keine Kinder. Ob sie noch Jungfer war?"
Pauli blickt seine Tochter ungehalten an. „Von Pietät hast du wohl noch nichts gehört." Und er wirft über die Schulter nach hinten: „Eigentlich hätten wir die Leute vom Haus hinterher einladen müssen, was meinst du, Waltraud?"

Die schreckt aus ihren Gedanken auf. „Ja? Was sagst du?"
„Ich sage, die Leute vom Haus, die drei Frauen, die hätten wir einladen müssen."
„Wieso?" fragt Waltraud geistesabwesend.
„Wieso? Weil normalerweise nach einer Beerdigung ein stilles Mahl stattfindet."
„Mutti ist weggetreten", stellt Regine nachsichtig fest. „Wer war eigentlich die kleine Dicke, die so schrecklich geheult hat?"
„Die Nachbarin", antwortet Waltraud Pauli ihrer Tochter.
Das Restaurant „Gourmet" ist nur mäßig besetzt, es ist Urlaubszeit. Die Paulis wählen einen Fenstertisch mit Ausblick auf den Bahnhofsplatz. Waltraud sucht fahrig nach den Papiertaschentüchern; ihr Mann bietet an, sie aus dem Handschuhfach des Wartburgs zu holen, aber sie geht selbst, es ist wie eine Flucht.
„Daß Mutti so fertig ist", sagt Regine.
„Stell dir vor, du hast eine Schwester, und die nimmt sich plötzlich das Leben", erklärt Pauli seiner Tochter. Dabei liest er lustlos die Speisekarte, weiß nicht recht, was er bestellen soll.
„Ja, wenn sie dauernd zusammengehockt hätten! Aber Tante Lucie – die gab's doch gar nicht! Gerade mal zu Weihnachten und zu Muttis Geburtstag."
Paulis Stimme klingt gereizt. „Eben deshalb! Mutti hat oft gesagt, ich müßte mal wieder zu Lucie. – Und plötzlich ist es zu spät. Du – das ist schlimm! Das handle dir mal nie ein!"
„Ich geb' mir Mühe", sagt Regine – und Pauli weiß nicht, ob sie es ironisch meint. Da fügt sie hinzu:. „Tante Lucie hat doch einen Garten gehabt mit 'ner Laube?"
„Ja, und?"
„Ob wir den auch erben? Find' ich ja irre! 'ne Datsche! Wer kümmert sich eigentlich darum?"
Pauli antwortet eisig: „Das Staatliche Notariat! Und jetzt will ich dir mal was sagen: Dein Interesse – schämst du dich nicht ein bißchen? Wenn überhaupt etwas da ist für uns, wenn Tante Lucie nicht anderweitig... Und überhaupt, diese baufällige Holzhütte! Die Bude da ist weiter nichts als Brennholz! Das mußt du doch noch wissen, wir waren irgendwann mal zusammen draußen. Ja, wenn es was Solides wäre, was Ordentliches, wo man sich dann auch wirklich erholen könnte..."

Waltraud kommt zurück, und ihr Mann blickt sie fragend an; man konnte nicht sagen, daß sie am Wasser gebaut hat, aber ihre Augen waren wieder gerötet.
Nachdem auch sie gewählt hatte, stocherten die drei lustlos auf ihren Tellern herum.

Der Pförtner in seinem Glaskäfig weiß Bescheid und erklärt Waltraud Pauli den Weg zum Büro des Werkdirektors.
Direktor Kausch empfängt sie an der Tür und führt sie zur Besucherecke.
Frau Pauli versinkt in einem noblen Sessel. Aus den Augenwinkeln beobachtet sie den hochgewachsenen Mann mit dem anliegenden schwarzen Haar, aber vielleicht ist es gefärbt, denn an den Schläfen schimmert es grau.
Kausch füllt zwei Tassen Kaffee aus der Maschine und trägt sie zum Tisch, anscheinend ist niemand weiter da. Er setzt sich der Besucherin gegenüber und deutet auf einen kleinen Karton am Boden.
„Daß ich's nicht vergesse: Diese Sachen, Toilettengegenstände, Schuhe, Tauchsieder und so weiter, wenn Sie das dann mitnehmen wollen? Rauchen Sie?"
„Nein, danke. Es – stört niemand mehr?"
„Nein. Viertel sieben – längst Feierabend. Wir arbeiten ja nicht in Schicht." Kausch wirft seine Worte leicht hin, doch es klingt gekünstelt.
Im selben Augenblick wird die Tür hastig geöffnet und straft ihn Lügen, eine junge, attraktive Frau stürmt in Hut und Mantel herein und stutzt.
„Oh, 'tschuldige, ich wußte nicht, daß du Besuch...", sie bricht ab, läuft ins Nebenzimmer und kommt mit einigen Briefen in der Hand wieder heraus. Sie mustert die Besucherin, tritt zu Kausch, küßt flüchtig dessen Wange und sagt: „Ich habe doch wahrhaftig die Post... Tschühüs!" Dann winkt sie und eilt hinaus.
Dem Direktor scheint der Zwischenfall peinlich, aber er überspielt es und meint von oben herab: „Na, nun sagen Sie schon, was gibt's denn so Geheimnisvolles?"
Waltraud Pauli nippt am Kaffee, stellt die Tasse dann so heftig zurück, daß es klirrt. Kausch zuckt nervös zusammen.
„Sie können doch nicht so ahnungslos sein! Ich bin schließlich

nicht hier, um die Seife und das Handtusch meiner Schwester abzuholen!"
Kausch zündet eine Zigarette an und lehnt sich zurück; er pafft heftig, als wolle er sich im Tabakqualm einnebeln.
„Als Sie erfuhren, sie ist tot, sie hat Tabletten – haben Sie sich da nichts zusammengereimt? Ich kenne mehrere Frauen, die sind auch in dem Alter, die haben auch keinen Mann, keine Kinder, denen fällt auch abends die Decke auf den Kopf. – Lucie hat nicht Krebs gehabt. Es stimmt ja nicht, was ich manchen Leuten gesagt habe und daß sie deshalb..."
Waltraud Pauli bricht ab und beobachtet Kausch; dessen Stirn ist gefurcht, und über der Nasenwurzel steht eine senkrechte Falte, seine Augen blicken wachsam.
„Es war nicht deshalb, weil sie so allein war, es nicht mehr aushalten konnte. Meine Schwester hatte etwas anderes. Und Sie haben das gewußt!" schließt sie heftig.
Kausch raucht erneut hastig und ist bemüht, seiner Stimme Festigkeit zu geben. „Können Sie vielleicht etwas deutlicher werden?"
Die Besucherin öffnet ihre Handtasche und holt einen Briefumschlag heraus; Kausch sieht, daß der Brief nicht frankiert, also keine Postsendung ist.
„Der hier", sagt Lucie Löhnefinks Schwester, „lag an jenem Montag früh zwischen der Geschäftspost; er wurde sicher am Sonntag in unseren Briefkasten geworfen."
„Geschäftspost?" wiederholt Kausch. „Was denn für Geschäftspost?"
„Für unsere HO. Die Foto-HO am Dresdner Platz. Ich bin dort die Leiterin."
„Ach ja?" macht Kausch.
„Er wurde am Sonnabend geschrieben, laut Datum. Zwei Tage vorher. Die Handschrift müssen Sie doch kennen."
Die Stirn des Direktors rötet sich, dann flutet das Blut zurück und macht fahler Blässe Platz; seine Stimme klingt tonlos. „Heißt das, Ihre Schwester hat Ihnen vorher...? Sie haben es also gewußt?" Er starrt seine Besucherin ungläubig an und nimmt ihr den Brief aus der Hand.
„Um acht Uhr, bevor wir den Laden öffnen, sehe ich immer die Post durch. Diesen Brief hier kennt nicht mal mein Mann. Niemand kennt ihn – bis jetzt noch nicht. – Ich bin damals

gleich losgerannt, wollte in Lucies Wohnung. Dann habe ich unterwegs hier angerufen, in der Buchhaltung, die Kollegin Löhnefink verlangt. Sie war nicht da – gar nicht gekommen. Und die Frau am Telefon sagte: Wir wundern uns auch. Da bin ich zur Polizei gegangen. Unterwegs habe ich mir was ausgedacht. Ich hoffte, es sei noch nicht zu spät; die Polizei alarmierte den Rettungswagen Aber als ich ins Zimmer kam…"

Die Stimme versagt, Schluchzen erschüttert Frau Pauli, vergeblich kämpft sie gegen den Tränenstrom an, der sich nun ungehemmt Bahn bricht.

Kausch überfliegt die Zeilen, stößt dann die halbgerauchte Zigarette in den Ascher und beugt sich vor. „Mein Gott, warum zeigen Sie mir den Brief erst jetzt? Warum sind Sie nicht gleich zu mir gekommen?"

„Was denn? Noch am Monntag?"

„Oder zwei, drei Tage später! Da wäre noch die Chance viel größer gewesen, diese Sache zu – erledigen."

Waltraud Pauli starrt Kausch befremdet an. „Erledigen?"

„Aus der Welt zu schaffen!"

Waltrauds Tränen versiegen urplötzlich, sie schneuzt sich energisch. „Sie meinen: zu vertuschen! Sagen Sie's doch klipp und klar! Also stimmt es, was hier steht!"

„Wenn ich das doch begreifen könnte", murmelt Kausch düster. „Mir kein Wort davon zu sagen! Gerät gleich in Panik, weil dieser eine Scheck…"

„Dieser eine?" unterbricht Waltraud Pauli heftig. „Aber Herr Kausch! Das müssen doch Dutzende gewesen sein! Eine knappe Viertelmillion läßt sich doch nicht über einen Scheck beiseite schaffen! Ich kann keinen vernünftigen Gedanken… Unsere Eltern haben uns anständig erzogen. Lucie hat nie was Unrechtes getan, nie! Wenn es je einen korrekten Menschen gegeben hat, dann war es meine Schwester. Sie hatte mal einen Freund, da war sie noch sehr jung. Da erzählte er ihr, wie er bei einer Prüfungsarbeit gemogelt hatte… Ach, was soll das alles!" Sie seufzt, nimmt Kausch den Brief wieder fort und starrt ihn böse an. „Wie haben Sie meine Schwester dazu herumgekriegt? Hatten Sie ein Verhältnis mit ihr?"

„Ich bitte Sie", entgegnet er von oben herab.

„Nicht?" klingt es ungläubig.

Kausch schürzt spöttisch die Lippen. „Haben Sie das ernsthaft angenommen?"
Waltraut Pauli weiß, daß damals ein Mann daran schuld war, daß Lucies Beziehung zu Anita Bunge abkühlte.
„Hier steht das Wort ‚Unterschlagung'! Meine Schwester und – Unterschlagung!"
Kausch gewinnt seine Überlegenheit zurück, die ihm angesichts der niederschmetternden Eröffnung verlorengegangen ist. In seiner Stimme klingt ein arroganter Unterton an, seine Brauen wandern hochmütig die Stirn hinauf; auf den Wangen zeichnen sich zwei kreisförmige rote Flecke ab.
„Das lehne ich ab, das trifft nicht zu", sagt er kühl. „Und es zeigt mir, daß sie sich in keiner guten Verfassung befunden hat, als sie das Wort gebrauchte. – Wahr ist, daß es im Interesse des Betriebes lag, gelegentlich flüssig zu sein, über gewisse Mittel zu verfü..." Er bricht ab, setzt dann erneut an. „Wir haben zum Beispiel einen Ausflug mit der Großputzerkolonne nach Warnemünde gemacht – oder die Renovierung unserer Kantine." Kausch sieht, daß Waltraud Paulis Mundwinkel ironisch abwärts wandern und hebt ungehalten seine Stimme. „Es hat sich hier nichts Unmoralisches zugetragen, Frau Pauli! Ab und zu ein paar kleine Unkorrektheiten im finanztechnischen Sinne..."
Waltraud Pauli unterbricht ihn mit spröder Stimme: „Sie und ich – wir kommen vors Gericht! Ich habe die Polizei belogen, sogar falsch ausgesagt. Aber ich habe es nicht fertiggebracht, diesen Brief hier – Lucie wollte es wohl auch nicht, weshalb sonst hat sie noch den anderen Abschiedsbrief geschrieben. Nur ich allein sollte die Wahrheit wissen."
Sie blickt verzweifelt umher. Das mit hellen Zweckmöbeln ausgestattete Büro wirkte sachlich, nüchtern. An den Wänden hängen Messe-Diplome, auch einige Fotos; auf einem ein mannshohes Ventil, für eine Wasserleitung vielleicht. Auf dem Schreibtisch des Direktors liegt eine verchromte Mischbatterie, wie sie für Badezimmer benötigt werden.
„Beruhigen Sie sich doch, Frau Pauli!" redet Kausch auf sie ein.
Sie blickt ihn flehend an. „Bitte – schonen Sie meine Schwester! Darum bitte ich Sie! Waschen Sie sich vor Gericht nicht 'rein auf ihre Kosten!"

„So beruhigen Sie sich doch, Frau Pauli!" wiederholt Kausch stereotyp.
„Sie kann sich nicht mehr wehren!" Waltraud Pauli kämpft erneut gegen Tränen an.
„Kommen Sie, trinken Sie noch einen Kaffee. Und was reden Sie da von Gericht."
Eine halbe Stunde vergeht, und in diesen dreißig Minuten überzeugt Kausch die Frau davon, daß dieser wahre letzte Brief der Lucie Löhnefink verschwinden muß, aus der Welt geschafft gehört.
Der Werkdirektor nimmt den Bogen wie selbstverständlich an sich und überfliegt noch einmal die wenigen inhaltsschweren Zeilen. Dann legt er das Papier in den Aschenbecher und hält sein brennendes Feuerzeug daran. Die Flamme züngelt flakkernd empor, eine dünne Rauchfahne steigt auf, es riecht verbrannt; das Papier krümmt sich, die Glut erlischt, und der Boden wird dunkel.
Kausch zerstampft die Reste mit einem Bleistift zu Pulver, schüttet es in einen Umschlag und schiebt ihn in die Hosentasche. Der Brief existiert nicht mehr, aber Waltraud Pauli weiß, daß er sich Wort für Wort in ihre Erinnerung eingegraben hat, daß sie ihn nie mehr aus dem Gedächtnis verbannen kann.

Nach drei Stunden Autofahrt lenkt Kausch seinen braunen Lada auf den Hof der Klempner-PGH „1. Mai".
Das ehemalige Bauerngehöft ist umgebaut worden, die Stallungen und eine Scheune dienen als Werkstätten und Lagerräume; das vormalige Wohnhaus beherbergt die Büros. Davor steht ein LKW mit laufendem Motor, beladen mit grünen Waschbecken; beim Anblick dieser Seltenheit pfeift Kausch überrascht durch die Zähne.
Schäfer, der PGH-Vorsitzende, stämmig und mit kahlem Kopf, dafür aber Besitzer eines imposanten Vollbartes, ist im Begriff wegzufahren. Als er Kausch erblickt, zieht er seine Lederjacke wieder aus und bittet ihn ins Büro.
Dabei läßt der Besucher ihn nichts Gutes ahnen; vielleicht ging es um eine neue Preiskalkulation, oder die Gießerei würde die Lieferung von Kleinarmaturen einstellen. Das Werk fabrizierte neben den zentnerschweren Ventilen, Maschinen- und Mo-

torgehäusen auch Mischbatterien und Wasserhähne für den Bevölkerungsbedarf.
Kausch deutet aus seiner Sitzecke auf den tuckernden LKW im Hof. „Grüne Waschbecken? Welcher Erlauchte kriegt denn..."
„Ferienheim", unterbricht Schäfer. „Neubau. Wenn Sie eins brauchen? Jadegrün ist 'ne Rarität." Der PGH-Vorsitzende läßt sich schnaufend im Sessel nieder.
„Danke", sagt Kausch, mein altes weißes tut's noch."
„Die müssen alle heute noch angeschlagen werden, mit Hähnen und Abfluß, und wenn es bis Mitternacht dauert. Von wegen bloß rausschaffen und lagern, da würden wir am Montag aber staunen! Erst paar Wochen her, da hatten wir einen Posten Klobecken vom Bahnhof abzuholen. Wir kommen hier an, da fehlen drei Stück! Die müssen glatt unterwegs, an Kreuzungen bei Rot..."
„Das gibt's doch nicht!" unterbricht Kausch.
„Immerhin", sagt Schäfer, „hatte die Sache noch eine gewisse sportliche Note. – Sie fahren auch Lada, wie ich sehe. Dienstwagen?"
„Nein, nein, obwohl die Angelegenheit, wegen der ich komme... Das heißt, Sie und ich, wir hätten im Grunde gar nichts miteinander zu tun. Aber ich muß Sie informieren, von Leiter zu Leiter. Ich denke, daß wir hinterher zu dritt..."
„Zu dritt?" unterbricht Schäfer. „Und wer ist der Dritte?"
„Ihr Buchhalter!"
Es entsteht eine Pause, denn eine junge Frau tritt mit einem Tablett herein, stumm und routiniert serviert sie zwei Kaffeegedecke; die belegten Brötchen müssen schon fertig gewesen sein, man übt wohl öfter Gastfreundschaft.
„Unser Buchhalter? Unser Leuthold?" fragt Schäfer besorgt, als die Frau hinausgegangen ist, und nippt an seinem heißen Kaffee. „Wieso? Hat der was vermasselt? Jagen Sie mir keinen Schreck ein."
„Es betrifft die letzte Lieferung", sagt Kausch.
„Ach die. Das war ein strammer Posten, halber LKW voll. Na und?"
„Die Rechnung belief sich auf – warten Sie..." Kausch legt den Aktenkoffer auf seine Knie, öffnet den Deckel, holt eine Handvoll Papiere heraus und blättert darin. „Ja, hier: neuntausendsiebenhundertdrei Mark und zwanzig!"

„So einen strammen Posten hatten wir wohl noch nie – knapp zehn Mille!"
„Das ist genau der Punkt", sagt Kautsch beiläufig. „Unserer Buchhalterin ist dabei ein Schönheitsfehler unterlaufen – nobel ausgedrückt. Wobei ich so was geahnt hatte. Die Kollegin war in letzter Zeit nicht in bester Verfassung."
Schäfer zündet eine Zigarre an und pafft, beobachtet dabei aufmerksam den Besucher; seine Miene wirkt jetzt entspannter, denn ein Fehler, der nicht sein Verschulden ist, besitzt wenig Bedrohliches.
„Das ist doch die Frau Löhnefink, nicht?"
„Ja. – Vor ein paar Tagen ist sie beerdigt worden."
„Ach. Was hat sie denn gehabt?"
„Einige Tabletten zuviel."
„Wie?" Schäfer starrt seinen Gast verblüfft an.
„Sie hat Tabletten genommen! Wobei ich nicht glaube, daß dieser Patzer – ich komme gleich darauf –, daß der dabei irgendeine Rolle gespielt hat. Natürlich, möglich ist es schon. In ihren letzten Zeilen war davon jedenfalls nicht die Rede. Die Frau war alleinstehend, keine Kinder, alles andere als attraktiv."
Schäfer schüttelt teilnahmsvoll den Kopf. „Das ist ja ein Ding – ist das."
„Bleibt unter uns, ja?" Kausch lächelt gewinnend, um Vertrauen werbend. „Es wäre nicht gut, wenn die Frau nachträglich ins Gerede käme. Man muß auch an die Angehörigen denken. Ihre Schwester und ihr Schwager – beides Leute in Positionen. Das wäre für die ein Schock, wenn sie erfahren, daß dieser Tod womöglich doch andere Gründe hat, aus Furcht vor Verdächtigungen und Untersuchungen passiert ist."
Kausch schweigt und kramt in seinen Papieren; Schäfer vermeidet es, ihn anzusehen, er wartet ab.
Der Werkdirektor fischt endlich ein Schriftstück heraus. „Im Anschreiben zu unserer letzten Rechnung bat die Kollegin Löhnefink um Begleichung per Verrechnungsscheck. Hier ist die Kopie."
Er gibt Schäfer den Durchschlag, und der überfliegt ihn.
„Ach ja, diese Rechnung", sagt er.
„Warum habt ihr den Betrag ans Kombinat überwiesen?" Der deutliche Vorwurf in Kauschs Stimme ist nicht zu überhören.

Schäfer reibt seinen blanken Schädel. „Das war so: Da kam Leuthold zu mir und meinte, knapp zehntausend über Verrechnungsscheck an euch – er wußte nicht ... Bis zwei Mille, na gut, aber zehn?"
Kausch nickt zustimmend. „Da muß Kollegin Löhnefink irgendwie weggetreten sein – und im Prinzip hat euer Buchhalter richtig geschaltet. Leider habt ihr uns von dieser – Umleitung nicht informiert. Ein Anruf – und der Trubel wäre gar nicht entstanden."
„Was denn für Trubel?" fragt Schäfer besorgt.
„Jetzt ist das Geld beim Kombinat, aber die Unterlagen fehlen. Sind sie inzwischen angefordert?"
„Keine Ahnung", sagt Schäfer, „da muß ich Leuthold fragen. Ich rufe ihn gleich mal."
Kausch beugt sich vor und streckt abwehrend die Hand aus. „Moment noch!" Er zögert fortzufahren – und als er es tut, senkt er bedeutsam die Stimme. „Ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Die Löhnefink hat wohl gar nicht gewußt, was sie mit ihrem Patzer anrichtet. Schickt ihr dem Kombinat die Rechnung von über zehntausend Mark für die von uns gelieferten Kleinarmaturen, dann blasen dort die Trompeten vom Turm!"
Schäfer blickt einem Rauchkringel nach, der zur Decke emporschwebt und dort zerfranst. „Wieso? Verstehe ich nicht", sagt er.
„Weil unsere Planangabe unter der tatsächlichen Produktion liegt. Und die Differenz ist beispielsweise auch euch zugute gekommen. Verstehen Sie jetzt?"
„Auf deutsch: ihr habt schwarz produziert, am Kombinat vorbei ..."
„So ist es zwar ein bißchen grob ausgedrückt ...", unterbricht Kausch.
„Und nun geht euch der Frack", fällt Schäfer ihm seinerseits ins Wort. „Wo sind denn die Mäuse dafür? Die per Verrechnungsscheck an euch?"
„Ich habe eine neue Rechnung geschrieben."
„Höchstpersönlich?"
„Der Posten: zwei Stück Großventile und ein Stück Verteiler. Das deckt alles ab. Ihr kriegt todsicher keine Anfrage, wofür ihr Großventile braucht."

Schäfer raucht schweigend, Kausch zündet sich jetzt auch eine Zigarette an und beobachtet dabei den PGH-Vorsitzenden aus den Augenwinkeln; dessen Miene bleibt undurchsichtig, aber dann nickt er eifrig.

„Kapiert. Ihre Tour hierher, das dreht sich um 'ne Schummeltour. Nehmen Sie's mir nicht übel, aber jetzt kommen mir bei dem Wort ‚Verrechnungsscheck' so eigene Gedanken. Den zahlt man auf der Bank auf ein privates Konto ein und kriegt's dann in Blau und Rot hingeblättert..."

„Na stopp", fährt Kausch ärgerlich dazwischen. „Auf dieses Niveau wollen wir uns doch nicht begeben. Ich ersuche Sie um einen kleinen Gefallen. Es geht um das Andenken an eine Kollegin von uns. Sie waren nicht dabei, als sie beerdigt wurde. Ich wünschte mir, auf meiner herrschte so viel ehrliche Trauer unter den Leuten. Der einzige, der gewußt hat, was mit der Löhnefink los war, daß sie getrunken hat, daß sie gar nicht mehr so funktionierte wie früher, das war ich. – Schäfer! Herrgott, was soll denn passieren? Ihr habt gezahlt, was wir euch geliefert haben, das Geld ist vorhanden!"

Kausch verstummt.

Schäfer verzieht das Gesicht, als schmecke ihm die Zigarre nicht mehr, er legt sie in die Aschenschale, und ein dünner Rauchfaden kräuselt empor.

Kausch räuspert sich. „Nebenbei: Hätten wir euch beliefert nach dem offiziellen Plan, dann wäre hier auf dem Hof nie ein LKW mit unserem Zeug vorgefahren. Dann hättet ihr einen Lehrling mit dem Moped schicken können, um unseren Versand abzuholen, und nicht vom Bahnhof, sondern von der Post. – Ich garantiere Ihnen Lieferung wie bisher, keine Engpässe durch uns!"

Schäfer faltet die Hände über dem Bauch und blickt an Kausch vorbei hinaus auf den Hof.

„Ich bin 'n kleiner Mann", sagt der PGH-Vorsitzende bescheiden, „ich hab' nicht den Überblick wie ihr, Kombinat und so."

„Aber Schäfer – wir beide wissen doch, wo die Krebse überwintern. Ich möchte nicht nachgrasen in euerm Schriftverkehr, zum Beispiel Position Waschbecken – jadegrün!" Kausch schweigt und trinkt angewidert seinen kalt gewordenen Kaffee.

„Wie alt war die denn, die Löhnefink?" fragt Schäfer.
„Sechsundvierzig", antwortet Kausch.
„Schlimm. Ist doch kein Alter."
„Ach, Schäfer, für manchen schon."

Kurz vor der Ladenschlußzeit ist Kausch mit seinem PKW zurück, hält vor einer Fernsprechzelle und ruft Frau Pauli im HO-Fotogeschäft an. Eine Stunde später sitzt er im „Café Großmann" und verteidigt den leeren Platz neben sich am Zweipersonentisch, denn das Café ist am Freitagabend gut besucht.
Überwiegend sitzen reifere Jahrgänge bei Kuchen und Sahne, stellt Kausch fest. Das jüngere Volk fühlt sich in einer Disko wohler.
Dann kommt Frau Pauli, grüßt mit flüchtigem Kopfnicken und lehnt es ab, ihre Wildlederjacke auszuziehen – und die Tasse Kaffee, die sie bei der Serviererin bestellt, bezahlt sie gleich selbst. Der Blick, mit dem sie den Werkdirektor mustert, ist ausgesprochen feindselig.
Kausch bringt einen banalen Scherz an, aber die Frau verwahrt sich frostig dagegen.
Mit knappen Worten berichtet er, daß die Gefahr abgewendet werden konnte. Es sei nicht leicht gewesen, aber seine Bemühungen waren erfolgreich – und er fragt, ob er aus diesem Anlaß eine Flasche Sekt bestellen dürfe. „Sie scheinen Lust auf einen längeren Abend zu haben", sagt sie, „das glaube ich gern. Ich muß nach Hause. Oder was war noch?"
„Na, na, Frau Pauli", sagt Kausch begütigend, „der Stein ist doch auch von Ihrer Seele. Sie können unbesorgt sein, auf das Andenken Ihrer Schwester fällt nicht die Spur eines Schattens – und Sie sehen mich an, als wär ich Ihr Todfeind!"
„Sie sind doch von allen am besten weggekommen", antwortet die Frau sachlich.
„Ach, meinen Sie?"
„Vielleicht haben Sie nun ein Leben lang was mit sich herumzuschleppen. Dann wissen Sie wenigstens, weshalb. Aber ich? Wieso ich? Können Sie mir das mal sagen?"
„Frau Pauli!" Kausch legt seine Hand beschwichtigend auf ihren Arm, aber sie zieht ihn gereizt zurück.
„Wir werden uns nie mehr in die Quere kommen", sagt

Waltraud Pauli, „das ist das einzig Gute." Den kaum angetrunkenen Kaffee stehenlassend, erhebt sie sich und will gehen.
„Bleiben Sie", sagt Kausch. „Nur ein paar Augenblicke noch, bitte!"
Sie setzt sich zögernd.
„In welcher Tonart soll ich es denn versuchen?" fragt er eindringlich. „Oder in keiner? Ihnen stumm und direkt ein Kuvert zuschieben? Die Scheine darin wären übrigens nicht von diesem Geld."
„Ach – nein?" klingt es spöttisch.
„Ich könnte es Ihnen beweisen."
„Das glaube ich nicht. Das ist aber auch nicht nötig. – Ich habe mir gestern mal angesehen, wo Sie wohnen. Ihre Adresse steht ja im Telefonbuch."
„Das Haus gehört meiner Frau!" unterbricht er rasch.
„Ich ahne, wie es zugegangen ist: Sie haben die schwache Stelle meiner Schwester herausgefunden; diese dumme, blinde Liebe zur Firma. Das war ja alles, was sie hatte, das war ihr Leben. – Solche Ausflüge an die Ostsee oder was Sie mir da neulich erzählt haben – damit haben Sie sie rumgekriegt, ihre Zweifel und ihr schlechtes Gewissen eingeschläfert. Was dem Betrieb nützte, war gerechtfertigt. Ja, Herr Kausch, Sie wußten, wie man zu Geld kommt! – Ich fass' mich an den Kopf, wie das so lange, sechs, sieben Jahre funktionieren konnte. ‚Das Haus gehört meiner Frau!' Für wie blöde halten Sie mich?"
Waltraud Pauli steht erregt auf.
„Das ist ein schwerer Vorwurf", erklärt Kausch mit verkniffenem Gesicht. „Bitte, geben Sie mir eine Gelegenheit..."
„Danke! 'n Abend!" Frau Pauli wendet sich entschlossen zum Ausgang. Kausch blickt ihr besorgt hinterher.

Atemlos steht Waltraud Pauli in der Zimmertür; ihr Mann liest in einer Broschüre und blickt über den Rand hinweg. Nein, er hat noch nicht gegessen, es klingt vorwurfsvoll.
Sie hängt die Wildlederjacke in der Diele an den Haken. „Ich mußte noch ein paar reklamierte Arbeiten..." Sie bricht ab und fragt: „Wo ist denn Regine?"
„In der Küche liegt ein Zettel von ihr", sagt er. „Disko!"
„Schon wieder?" Waltraud kraust unwillig die Stirn.
„Sie muß gerade weggewesen sein, als ich kam. Wahrscheinlich

dachte sie, der pädagogische Rat zieht sich hin, wie immer. Es roch hier nach Zigarette, obwohl das Fenster sperrangelweit offenstand. Von Kippen natürlich keine Spur. Aber ich wette, es sind zwei gewesen, eine mit Lippenstift." Sein Gesicht verschwindet wieder hinter dem Heft.

Sie rückt vor dem Spiegel ihre Frisur zurecht. „Du hast übermorgen Termin beim Schneider. Ich habe heute angerufen. Das Atelier nimmt dich 'rein."

„Fein. Und erstaunlich, daß dir ab und zu auch mal die Lebenden im Kopf herumgehen."

„So ein Unsinn", sagt sie ärgerlich und steht wieder in der Tür.

„Na schön, du erwähnst zwar deine Schwester mit keinem Wort mehr, aber sie beschäftigt dich unentwegt."

„Ja, sag mal, ist das vielleicht abnorm?"

Herbert Pauli legt seinen Lesestoff endgültig aus der Hand und hält sie mit seinem Blick fest. So mag er bei seinen Schülern verfahren – und sogar mit Erfolg; sie weiß, daß er keine Autoritätsprobleme kennt. Ob die Jugendlichen ihn besonders mögen, ist eine andere Frage.

„Bloß, warum du dann deinen Pflichten aus dem Weg gehst... Ich biete dir an: Gib mir Lucies Wohnungsschlüssel, wenn dir davor graut – ich kümmere mich darum, was aus den Sachen, den Möbeln werden soll. Nein, lehnst du ab. Ich sage: Du mußt zum Notariat oder zu einem Rechtsanwalt – oder warst du heute dort? Nein? – Ausgerechnet das Schwachsinnigste hast du prompt erledigt: Du gehst in diesen Betrieb und nimmst eine Sammeltasse in Empfang, ein Paar Pumps zum Wegschmeißen, Tauchsieder – was war noch in dem Karton? Ach ja – ein nicht mehr neues Stück Westseife."

„Ich brauche noch ein bißchen Zeit", sagt Waltraud leise.

„Sag mal, hast du vor irgendwas Angst?" fragt er.

„Angst?" wiederholt sie. „Wovor denn?"

„Das weiß ich doch nicht."

Waltraud gibt sich heiter. „Angst habe ich nur vor dir!"

„Zieh's nicht ins Lächerliche!" sagt er ärgerlich.

„Du regst dich auf..."

„Weil mir das unbegreiflich ist! Und unkorrekt ist es außerdem! Was sollen denn die Leute im Haus denken?"

Sie lehnt am Türpfosten und blickt an ihm vorbei. „Ich ver-

spreche dir, ich nehme nächste Woche zwei Tage Urlaub – und vielleicht sollten wir am Wochenende mal auf Lucies Grundstück fahren, was meinst du?"
„Einverstanden", murmelt er friedlicher.
„Sonntag?"
„Das richtet sich nach dem Wetter. Hör mal, da sind wir uns doch einig, diese primitive Laube, die reißen wir ab. Wir lassen uns was Vernünftiges hinstellen; 'ne richtige Datsche, in der man sich auch wohl fühlen kann. Was meinst du?"
„Ich dachte immer, du bist nicht dafür zu haben?"
„Für Laubenpieperei nicht, nein, danke! Aber ein schöner Bungalow, das ist was anderes, meine ich."
„Soll ich eine Büchse Tomatensuppe aufmachen?" fragt sie.
„Ja, gut. – Wieso hast du Angst vor mir?"
„Daß du immer alles so wörtlich nehmen mußt", sagt sie leichthin.
„Makulatur wird genug geredet", brummelt er und langt wieder nach seiner Broschüre.

Regine Pauli hat keinen Spaß an der Disko; der Raum ist überfüllt und die Luft darin zum Schneiden; außerdem wartet draußen Sascha mit dem Motorrad – und Sascha hat etwas gegen Disko.
Regine geht zu ihm, der Motor tuckert, sie dreht am Gashebel, und die Maschine heult auf.
„Fahren wir ein Stück?" fragt Sascha.
„Wohin?" will Regine wissen, hat einen Einfall und beantwortet ihre Frage gleich selbst: „Du, ich weiß, wohin! Mann, ist das fetzig! Tante Lucies Hütte!"
„Ist das weit?"
„Paar Kilometer. Stück durch den Wald, dann fragen wir. So genau weiß ich's nicht mehr. Nimmst du ein bißchen Stoff mit?"
„Eigentlich nicht. Soll ich denn nachher die Karre stehenlassen?" meint er unentschlossen.
„Dann eben nicht", schmollt Regine beleidigt. „Genauso habe ich dich eingeschätzt. Mir Gedichte schreiben, aber sonst ist warme Luft!"
Das Geplänkel geht noch ein Weilchen hin und her, dann überzeugt Regines Argument: „Wir brechen doch nicht ein! Das ist

das Eigentum meiner Tante, das ist ganz regulär, es gehört jetzt uns!"
Sie schwingt sich auf den Soziussitz, und Sascha braust los. Die Fahrt ist abenteuerlich, denn es erweist sich als gar nicht so einfach, im Dunkeln das Grundstück zu finden; es wäre bei Tage schon schwierig genug. Erstaunlich auch, wie wenig Menschen um diese Zeit auf den Straßen des kleinen Ortes anzutreffen sind. Aber schließlich landen sie doch vor einer gemauerten Umzäunung. Mühsam entziffert Regine mit Hilfe eines Zündholzes das Namensschild an der Gartenpforte: Lucie Löhnefink.
Sascha kramt aus der Werkzeugtasche einen Nagelbohrer und biegt ihn zurecht. Dann öffnet er vorsichtig die Pforte, sie quietscht ein wenig. Die Dunkelheit scheint ringsum alles verschluckt zu haben. Sie bewegen sich tastend vorwärts und stehen plötzlich vor dem Haus. Die Tür leistet keinen nennenswerten Widerstand. Regine geht voran und sieht sich erstaunt in der Diele um, die gemütlich und modern eingerichtet ist. Darauf ist sie überhaupt nicht gefaßt. In der Mini-Küche: ein Kühlschrank, im Zimmer: Radio, Fernseher und sogar eine Schreibmaschine. Möbel und Teppichfußboden waren sicher nicht billig gewesen. Nein, darauf ist Regine gar nicht gefaßt. Und in der Abstellkammer entdeckt sie eine Batterie Rotweinflaschen, auch nicht die preiswerte Sorte.
Sascha bringt seine Maschine außer Sicht, schiebt sie hinters Haus und stößt dort auf einen erstaunlichen Fund, auf Dutzende leerer Rotweinflaschen; der Berg ist nur oberflächlich mit Reisig bedeckt.
Er lacht, daß ihm die Tränen kommen, berichtet seine Entdeckung und schließt mit der Feststellung: „Du hast ja eine tolle Verwandtschaft!"
Regine ist verlegen. „Mich haut's um, ehrlich, Sascha!"
Der winkt gelassen ab. „Laß man, ein Onkel von mir säuft auch. Zur Jugendweihe hat er..." Er verschluckt den Rest. „Und das erbt ihr wirklich? Den ganzen Laden?"
„Du, eigentlich müßten wir das feiern", sagt Regine. „Machst du dir was aus Rotwein?"
„Aber bloß ein Glas, denk an die Karre!"
Regine kramt nach einem Korkenzieher und findet noch Delikatessen und Pralinen und sogar Zigaretten, „Pall Mall".

„Mann o Mann! Geraucht hat sie auch! Meine Mutter fällt in Ohnmacht! Und erst mein Vater! Der wird nicht wieder! Tante Lucie – gesoffen und gequalmt!"
Sascha zieht Regine an sich. „Krieg ich 'n Kuß?"
Sie befreit sich wieder und läßt sich in einen Sessel fallen. „Gleich, aber erst mal muß ich mich erholen. – Weißt du, das letztemal war ich hier, da bin ich in die zweite oder dritte Klasse gegangen. Da war das 'ne einfache Bretterbude, nicht so'n richtiges Haus; gerochen hat es darin wie nach alten, ungewaschenen Leuten... Und ich sah zum erstenmal 'ne Maus. Die huschte in eine verfaulte Holzecke, und meine Tante hat einen Ziegelstein geholt und ihn vor das Loch gestellt. Kaffee und Kuchen gab's draußen, auf so morschen Klappmöbeln. Danach hatten wir nie mehr Lust, hier rauszufahren."
Sascha füllt die Gläser und stößt mit ihr an. „Prost! Auf deine Tante! Hat die gut verdient?"
Beide trinken, und Regine zuckt die Schultern. „Ich weiß nicht, Hauptbuchhalterin. Fräulein Hauptbuchhalterin."
„Keinen Mann gehabt?" Sascha grient.
„Nie!" behauptet Regine.
„Aber 'n Freund! Du denkst doch nicht im Ernst, daß die hier immer solo war und ihren Rotwein ganz alleine..."
Die Klingel unterbricht Sascha – und Regine verschluckt sich beinahe. Es klopft an die Haustür, sie wird geöffnet, und eine ältere Frau schiebt sich resolut in die Diele; sie ruft: „Fräulein Löhnefink?"
„Bleib hier", flüstert Regine und geht hinaus.
„Weil ich Licht sah. Ich wollte nur sagen, die Katze ist wieder da und hat..." Die alte Frau stockt und sieht Regine verblüfft an. „Oh, ich dachte, es ist Fräulein Löhnefink!"
„Meine Tante", erklärt Regine, „Fräulein Löhnefink ist meine Tante."
„Ich wollte es ihr nämlich gleich sagen, das mit der Katze. Nun war sie ja länger nicht hier draußen. Sie hängt so an ihr – obwohl es ja meine Katze ist."
Plötzlich hat Regine einen Einfall. „Ach, sagen Sie – hatte meine Tante manchmal Besuch?"
„Eigentlich nicht", antwortet die alte Frau zögernd, und ihre Blicke huschen mißtrauisch umher. „Ab und zu einer mit einem braunen Auto... Sie sind die Nichte?"

„Sie können's glauben. Meine Mutter und Fräulein Löhnefink..."
„Weil ich Sie noch nie gesehen habe", unterbricht die Nachbarin.
„Wir sind jetzt öfter hier", erklärt Regine und öffnet unmißverständlich die Haustür.
Die Frau brummelt irgendwas, aber sie geht.
Regine kehrt ins Zimmer zurück, und Sascha empfängt sie mit der Frage: „Warum hast du denn der Alten nichts gesagt?"
„Was? Daß sie tot ist? Menschenskind! Soll ich mir vielleicht stundenlanges Gejammer anhören? Also Tante Lucie war ein Früchtchen, hat's heimlich mit Männern! Das ist der Korken des Jahrhunderts, das ist *der* große Knüller ... *Den* Mann muß ich sehen! Weißt du, Tante Lucie war 'ne blanke Niete, so was kannst du dir nicht vorstellen. Kein Busen, keinen Hintern – nischt! Haar wie altes Sauerkraut!"
Sascha zieht Regine neben sich auf die Couch und knöpft ihre Bluse auf. „Das alles kann man von dir nicht behaupten", sagt er.
„Ja, Glück muß der Mensch haben. Gieß noch mal ein, ja? Oh, Sascha, was ist das für ein Tag!"

Die Funkstreife bekommt den Einsatzbefehl, auf dem Grundstück der Bürgerin Lucie Löhnefink nach dem Rechten zu sehen, es bestünde begründeter Verdacht, daß junge Leute dort unbefugt eingedrungen sind. Der Hinweis kam telefonisch von einer Nachbarin. Der Streifenführer schreckt ein fast nacktes und ziemlich angetrunkenes Pärchen auf und hört sich die verworrene Geschichte von einer Erbschaft infolge Selbstmord an – und will wissen, was es mit dem zurechtgebogenen Nagelbohrer auf sich hat, der auf dem Tisch liegt.
Eine Stunde später liefert die Funkstreife Regine Pauli zu Hause ab, und die Eltern bestätigen die Richtigkeit der Angaben ihrer Tochter. Der Streifenführer wünscht noch eine gute Nacht.
Waltraud und Herbert Pauli stehen ratlos vor dem Mädchen. Regine kauert im Sessel und starrt sie trotzig an.
„Geh ins Bett", sagt Pauli barsch, „wir sprechen uns morgen!" Die behaarten Beine und der kurze Bademantel sind seiner Autorität abträglich.

„Oder leg dich hier auf die Couch, wenn du dein Bett nicht mehr findest“, grollt er. „Ekelhaft! Du stinkst wie die letzte Kneipe!“
Waltraud rafft das Nachtgewand am Halse zusammen, als fröre sie. „Hast du mit diesem Jungen geschlafen?“
„Na klar“, antwortet Regine trotzig, „auf derselben Couch, wo auch Tante Lucie... Ein Mann mit braunem Auto. Kam ab und zu 'raus, aber nicht in 'ne Bretterbude, das war einmal! Da ist 'n tolles Häuschen! Eine richtige Datsche mit allen Schikanen! Im Bad – meergrüne Kacheln!“
„Was?“ Pauli starrt seine Tochter ungläubig an.
„Von wegen ‚ekelhaft‘ und ‚stinken‘! Das müßt ihr mir gerade sagen! Jetzt weiß ich endlich, warum so ein Getue war um Tante Lucie! Die hat sich doch nicht das Leben genommen, weil sie in die Wechseljahre kam und alles so blöde war und dieser ganze Scheiß! Die hat gesoffen! Die hatte einen Kerl, und der hat sie sitzenlassen! Bums – aus! Und ihr habt das gewußt! Aber vor mir so ein Theater machen und vor dem Betrieb. Der Hinkefuß, der die Rede gehalten hat auf'm Friedhof, der tut mir jetzt noch leid, der muß wirklich nichts gewußt haben über seine prima Kollegin.“
Herbert Pauli geht drohend auf seine Tochter zu. „Du hast wohl den Verstand verloren?“ zischt er.
Regine ignoriert ihn. „Mutti – schwöre mir, daß du nichts davon gewußt hast!“ wendet sie sich an Waltraud.
„Los, ab ins Bett“, fährt Pauli dazwischen. „Geh schlafen!“
„Aha, jetzt wird's wohl spannend?“
Pauli kann sich nicht länger beherrschen und will es auch nicht; er brüllt: „Mach, daß du rauskommst!“
Aufreizend langsam schraubt Regine sich aus dem Sessel und geht auf unsicheren Beinen aus dem Zimmer.
„Nacht.“
Dann klappt die Tür.

Waltraud läßt sich in dem Sessel nieder, den Regine verlassen hat. Ihr Mann läuft ruhelos hin und her, bleibt dann vor ihr stehen. „Was sagst du dazu? Keine baufällige Laube? Ein richtiges massives Haus? Und das hinterläßt sie uns?“ Die Tatsache wirkt unerhört besänftigend auf ihn, sein Groll ist fast verflogen.
„Ein Bad mit meergrünen Kacheln“, sagt Waltraud, aber es

klingt gar nicht erwartungsvoll, im Gegenteil, eher resignierend.
Herbert Pauli versteht seine Frau nicht. Aber dann bricht sein Zorn wieder durch, und er sagt: „Aber eins kommt nicht in Frage, Waltraud. Das würde der Dame so passen! Die Datsche als Zweitwohnung für schöne Stunden! In der elf b ist wieder eine fällig!"
„Wie?"
„Demnächst ein paar Tage Frauenklinik."
„Ach du lieber Himmel!"
„Eine Figur wie Regine."
„Du brauchst keine Sorge zu haben", sagt Waltraud leise, „jedenfalls nicht, was die Datsche betrifft. Mal mußt du's ja erfahren. Die erben wir gar nicht."
„Was –?"
„Ich war auf dem Gericht wegen des Erbscheines. Lucie hat ein Testament hinterlegt. Das Häuschen erbt ihre Freundin. Ehemalige Freundin muß ich ja wohl sagen, die Nachbarin, diese Anita Bunge!"
„Nein!"
„Doch! Mein Gott, ich wußte davon, aber konnte ich zu dir darüber reden, daß es eine – nun ja – intime Freundschaft war?"
„Auch das noch", stöhnt Pauli. „Und diese Person erbt unsere Datsche?"
„Nicht unsere, Lucies!"
„Was ist überhaupt los, Waltraud? Was verheimlichst du mir eigentlich noch?" Seine ganze Enttäuschung bricht sich Bahn.
Und wie so oft flüchtet Waltraud in eine halbe Wahrheit. „Der Brief lag am Montag in der Geschäftspost", sagt sie tonlos. „Aber da war alles schon zu spät. Sie hatte ein Verhältnis mit einem Mann, den Namen hat sie nicht genannt. Verheiratet natürlich. Darum. Von da an war Schluß mit ihrer Freundin."
Pauli versteht nicht. „Was denn für ein Brief? Was war zu spät? Was bedeutet das alles?"
„Nur ich sollte es erfahren", sagt Waltraud.
„Und wo ist dieser Brief?"
„Verbrannt."
„Es ist nicht zu fassen! Deshalb deine Manöver und Win-

kelzüge! Du wolltest Zeit gewinnen, dir einen Schwindel ausdenken über diesen Mann und das Häuschen!"
Waltraud schüttelt den Kopf. „Glaub mir, von der Datsche hatte ich keine Ahnung."
„Moment mal, was hat Regine gesagt? Mann mit braunem Auto?"
„Ich habe nichts gewußt von dem Häuschen!"
„Braunes Auto", fährt Pauli unbeirrt fort. „Neben uns, vorm Friedhof, parkte ein brauner Lada!"
„Na und? Davon gibt es doch nicht bloß zehn. Bitte, laß uns in Ruhe darüber reden."
„Der braune Lada gehört dem Chef deiner Schwester! Waltraud – die neue Datsche und der Chef! Da gibt es Zusammenhänge!" Herbert Pauli nimmt seine Wanderung wieder auf.
„Nun mach dich nicht lächerlich", sagt Waltraud, „komm ins Bett, es ist spät."
Er winkt ab. „Ich bleibe noch auf."
Auch Waltraud liegt lange wach. Eine Erkenntnis überfällt sie schlagartig: Lucies Abschiedsbrief enthielt ebenfalls nur die halbe Wahrheit. Da gab es wohl noch einen Grund, aus dem Leben zu gehen; jene attraktive Frau in Kauschs Büro, der offensichtlich seine Zuneigung gehörte.

Der Lehrer Herbert Pauli verbringt den Rest der Nacht schlaflos und läßt sich von den ersten beiden Unterrichtsstunden befreien.
Dann sitzt er auf dem Besucherstuhl neben Oberleutnant Leibers Schreibtisch. „Ich weiß, es gibt keinen Paragraphen, der das schäbige Verhalten dieses verheirateten Mannes gegenüber meiner Schwägerin unter Strafe stellt", sagt er.
„So ist es", bestätigt Leiber trocken. Er hat nicht geglaubt, die Akte „Suizid Löhnefink" noch einmal in die Hand nehmen zu müssen; nun liegt der Hefter wieder vor ihm, und er blättert darin.
Was Pauli von dem zweiten Abschiedsbrief berichtet, klingt unglaublich, erklärt aber zugleich die „übersinnliche Wahrnehmung" der Schwester der Toten.
Unklar ist Leiber, was der Lehrer mit seinem Besuch bezweckt. Der weiß doch, daß er seine Frau damit in eine unangenehme

Lage bringt; man muß sie vorladen und nach dem Inhalt des Briefes befragen.
Als errate Pauli Leibers Gedanken, wendet er sich an diesen: „Nein, der Mann hat sich nicht strafrechtlich vergangen, aber ..." Pauli bricht ab.
Der Oberleutnant nickt ihm ermunternd zu. „Aber?"
„Ein Delikt zieht oft ein anderes nach sich, wem erzähle ich das. Dieses Häuschen, dieses Liebesnest, wer sagt denn, daß er es nicht mit Firmenmitteln bauen ließ?"
Leiber nickt stumm, aber er hört auch die Enttäuschung über die entgangene Erbschaft heraus und bezweifelt, daß Pauli als stolzer Besitzer des Wochenendgrundstücks ebenfalls zu ihm gekommen wäre. Er denkt an den Fall Schreiber; ein Abteilungsleiter hatte von dem für ein Ferienheim bestimmten Baumaterial so viel abgezweigt, daß es für eine eigene Datsche reichte. Der Oberleutnant versichert dem Lehrer Pauli, daß er seinem Hinweis nachgehen wird.
Leiber wendet sich an Hauptmann Gebhardt von „Sozialistisches Eigentum". Eine Kontrolle in der Gießerei des Kombinates zu veranlassen ist keine Aufgabe für „Gesundheit und Leben". Danach fährt er mit dem Dienstwagen, begleitet von Kriminalmeister Koch, zu Waltraud Pauli.
Sie treffen sie mit zwei prallen Einkaufsbeuteln aus der Kaufhalle kommend. Der Besuch überrascht sie nicht. Sie wußte, daß ihr Mann die Sache nicht auf sich beruhen lassen würde, zu groß war die Enttäuschung, um ein ansehnliches Erbe geprellt worden zu sein.
Oberleutnant Leiber verzichtet darauf, der Schwester der Toten ihre Unkorrektheit bezüglich des wirklichen Abschiedsbriefes vorzuwerfen.
„Erinnern Sie sich an den Wortlaut, Frau Pauli?" fragte er.
„Ja, an jede Silbe, das vergesse ich nie", antwortet sie.
„Der Brief selbst existiert nicht mehr?" fragt der Oberleutnant.
Koch verzieht schmerzlich das Gesicht; also rutschte auch einem alten Hasen wie Leiber mal eine Suggestivfrage heraus.
„Nein, nicht mehr", bestätigt Frau Pauli; sie hebt ihr Gesicht, entschlossen blickt sie Leiber an. „Verbrannt. Herr Kausch hat ihn verbrannt."

Vor dem Bezirksgericht beginnt die Verhandlung; auf der Zeugenbank sitzen Hauptmann Gebhardt und Oberleutnant Leiber, aber auch Waltraud und Herbert Pauli.
Der Angeklagte Kausch befindet sich seit Monaten in Untersuchungshaft, seit ermittelt wurde, daß er bei drei verschiedenen Geldinstituten Girokonten unterhielt, auf die er jene Verrechnungsschecks einzahlte, für die Lucie Löhnefink sorgte.
Auf der hintersten Zuhörerbank sitzt Regine Pauli mit straffem Pullover, Lidschatten und das Haar zu Schnurzöpfchen gezwirbelt. In der Schule fehlt sie unentschuldigt, denn die Verhandlung geht sie nichts an, aber da ist die Neugierde, zu wissen, weshalb aus der Erbschaft nichts wird und wieso das Häuschen beschlagnahmt ist zur Wiedergutmachung des von Tante Lucie angerichteten Schadens.
Schon bald nach dem Eröffnungsbeschluß erfragt der Richter von Waltraud Pauli den Wortlaut des wahren letzten Briefes der Lucie Löhnefink.
Aus dem Gedächtnis zitiert die Zeugin: „Seit Jahren drückt mich die Angst... Ich habe zu trinken angefangen... Ich wollte ein paarmal kündigen, aber da hat mich Herr Kausch immer wieder überredet..."

1. Auflage

Lizenz-Nr.: 409-160/112/82 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Jens Prockat
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 476 3
DDR 0,25 M

0,25

31235